Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 36

Artikel: Die Jungfrau und die Nonne

Autor: Keller, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644888

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das alte Hotel „La France" auf dem Bahnhofplatz in Bern.

Das „Genferhaus" am Bahnhofplatz in Bern.

Das alte Hotel „La France" und das heutige „Genferhaus".

Das Schlußglied in der Kette der Umbauten rings um den Berner Bahnhofplatz herum bildet die Umgestaltung des ehemaligen Hotel „La France", das als geschätztes Passantenhotel einen guten Ruf genoß und während langer Jahre von der Familie Fleury geführt war, zum heutigen „Genferhaus"; so genannt, weil dieses Geschäftshaus in der Hauptsache von der Generalagentur der Genfer Versicherungsgesellschaft „Genevoise" beansprucht wird. Die Umgestaltung des alten Baues zu einem modernen Geschäftshause war gegeben durch die vorzügliche Geschäftslage des Objektes, die eine bessere Ausnützung des wertvollen Terrains gebieterisch nahe legte.

Der Bauauftrag für das „Genferhaus" wurde der Architekturfirma Zeerleder & v. Ernst in Bern erteilt, auf Grund eines Wettbewerbes vom Frühjahr 1923. Im Sommer desselben Jahres wurden die beiden alten Gebäude, deren Baugrund der neue Bau beansprucht, niedergelegt und im Oktober darauf mit dem Neubau begonnen. Im April 1925 war das Gebäude bezugsbereit.

Das „Genferhaus" ist ein Mietsgebäude, das im Erdgeschoß und in den beiden Kellergeschossen Verkaufsläden mit zugehörigen Dependenzen und in den fünf Stockwerken Bureauräumlichkeiten enthält. Im Dachstock ist ferner die Abwartwohnung untergebracht.

In der Gestaltung des Aeußern hatten sich die Architekten selbstverständlich an die Architektur des Bahnhofplatzes anzupassen. Dies bedingte die Verwendung von Sandstein als Baumaterial für die Fassade, welcher Umstand wiederum nicht geringe Schwierigkeiten mit sich brachte bei der Schaffung der bei Bureauräumen notwendigen Lichtflächen. Die Lösung wurde gefunden in den je zwei miteinander verbundenen Fenstern. Der Eingang wird architektonisch betont durch eine Skulptur von Paul Oswald, Locarno. Von diesem Künstler stammt auch der sparsame Schmuck über den Fenstern des ersten Stockes.

Von der äußeren Vorhalle tritt man durch das stattliche Bronceportal, das aus der Werkstätte Carl Moser in Bern stammt, in den Windfang und weiter in die ovale Halle, von welcher aus die Stockwerke über die stattliche Treppe oder im Aufzug erreicht werden. Ein System von Betonpfeilern trägt die sämtlichen Decken, so daß es den Architekten möglich wurde, die Raumeinteilung weitgehend den Wünschen der Mieter anzupassen. So sind bald lauter Einzelbureaux, bald weite, nur durch Glaswände getrennte Raumfolgen, bald Sitzungssäle entstanden. Durch einfache, sachliche Formgebung blieb dennoch Einheitlichkeit gewahrt.

Die drei Läden des Erdgeschosses sind an die Bahnhofdrogerie F. Schmid & Co., an die Leinenhaus A.-G. und an das Reisebureau Asco (A. Schultheß & Cie.) vermietet. Im ersten Stock hat der Generalagent der Genèvoise, Herr Ch. Carey, seine Bureaux; daneben liegt das Lesezimmer der Christian Science. Der zweite Stock ist besetzt durch das Patentanwaltbureau Bovard & Co. und durch Herrn Dr. Stettler, Arzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Im dritten Stock sodann liegen die Bureaux des Herrn Fürsprech A. Hodler und die Räume des schweizerischen milchwirtschaftlichen Sekretariats. Den ganzen vierten Stock nehmen die Bureaux der Berner Alpenmilch-Gesellschaft ein.

Die Jungfrau und die Nonne.

Eine aus den sieben Legenden von Gottfried Keller.

Wer gibt mir Taubenflügel, daß ich
auffliege und Ruhe finde. (Ps. 55, 7.)

Ein Kloster lag weitausschauend auf einem Berge und seine Mauern glänzten über die Lande. Innen aber war es voll Frauen, schöne und nicht schöne, welche alle nach strenger Regel dem Herrn dienten und seiner jungfräulichen Mutter.

Die schönste von den Nonnen hieß Beatrix und war die Küsterin des Klosters. Herrlich gewachsen von Gestalt, tat sie edlen Ganges ihren Dienst, besorgte Chor und Altar, waltete in der Sakristei und läutete die Glocke vor dem Morgenrot und wenn der Abendstern aufging.

Aber dazwischen schaute sie vielmal feuchten Blickes in das Weben der blauen Gefilde; sie sah Waffen funkeln, hörte das Horn der Jäger aus den Wäldern und den hellen Ruf der Männer, und ihre Brust war voll Sehnsucht nach der Welt.

Als sie ihr Verlangen nicht länger bezwingen konnte, stand sie in einer mondhellen Juninacht auf, bekleidete sich mit neuen starken Schuhen und trat vor den Altar, zum Wandern gerüstet: „Ich habe dir nun manches Jahr treu gedient", sagte sie zur Jungfrau Maria, „aber jetzt nimm du die Schlüssel zu dir, denn ich vermag die Glut in meinem Herzen nicht länger zu ertragen!" Hierauf legte sie ihren

Schlüsselbund auf den Altar und ging aus dem Kloster hinaus. Sie stieg hernieder durch die Einsamkeit des Berges und wanderte, bis sie in einem Eichenwalde auf einen Kreuzweg gelangte, wo sie unschlüssig, nach welcher Seite sie sich wenden sollte, sich an einen Quell niedersetzte, der da für die Vorüberziehenden in Stein gefaßt und mit einer Bank versehen war. Dort saß sie, bis die Sonne aufging, und wurde feucht vom fallenden Tau.

Da kam die Sonne über die Baumkronen und ihre ersten Strahlen, welche durch die Waldstraße schossen, trafen einen prächtigen Ritter, der völlig allein in seinen Waffen dahergeritten kam. Die Nonne schaute aus ihren schönen Augen, so stark sie konnte, und verlor keinen Zoll von der mannhaften Erscheinung; aber sie hielt sich so still, daß der Ritter sie nicht gesehen, wenn nicht das Geräusch des Brunnens sein Ohr berührt und seine Augen hingelenkt hätte. Sogleich bog er seitwärts nach dem Quell, stieg vom Pferd und ließ es trinken, während er die Nonne ehrerbietig begrüßte. Es war ein Kreuzfahrer, welcher nach langer Abwesenheit einsam heimwärts zog, nachdem er alle seine Leute verloren.

Trotz seiner Ehrerbietung wandte er aber kein Auge von der Schönheit der Beatrix, welche ihrerseits es ebenso hielt und den Kriegsmann nach wie vor anstaute; denn das war ein beträchtliches Stück von der Welt, nach der sie sich schon lange im stillen gesehnt hatte. Doch jählings schlug sie die Augen nieder und schämte sich. Endlich fragte sie der Ritter, welchen Weges sie zöge und ob er ihr in etwas dienen könne? Der volle Klang seiner Worte schreckte sie auf; sie sah ihn abermals an, und betört von seinen Blicken, gestand sie, daß sie dem Kloster entflohen sei, um die Welt zu sehen, daß sie sich aber schon fürchte und weder ein noch aus wisse.

Da lachte der Ritter, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, aus vollem Herzen, und bot der Dame an, sie vorläufig auf einen guten Weg zu leiten, wenn sie sich ihm anvertrauen wolle. Seine Burg, fügte er hinzu, sei nicht weiter als eine Tagereise von hier entfernt; dort möge sie, sofern es ihr gefalle, in Sicherheit sich vorbereiten und nach weislicher Erwägung in die weite schöne Welt auslaufen.

Ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerstand ließ sie sich, immerhin ein wenig zitternd, auf das Pferd heben; der Ritter schwang sich nach und, die rotglühende Nonne vor sich, trabte er lustig durch Wälder und Auen.

Zwei- oder dreihundert Pferdelängen weit hielt sie sich aufrecht und schaute unverwandt in die Weite, während sie ihre Hand gegen seine Brust stemmte. Bald aber lag ihr Gesicht an dieser Brust aufwärts gewendet und litt die Küsse, welche der reisige Herr darauf drückte; und abermals nach dreihundert Schritten erwiderte sie dieselben schon so eifrig, als ob sie niemals eine Klosterglocke geläutet hätte. Unter solchen Umständen sahen sie nichts vom Lande und vom Lichte, das sie durchzogen, und die Nonne, die sich erst nach der weiten Welt gesehnt, schloß jetzt ihre Augen vor derselben und beschränkte sich auf einen Bezirk, den ein Pferd auf seinem Rücken forttragen konnte.

Auch Wonnebold, der Ritter, dachte kaum an seiner Väter Burg, bis die Türme derselben im Mondlichte vor ihm glänzten. Aber still war es um die Burg und noch stiller in derselben und nirgends ein Licht zu erblicken. Vater und Mutter Wonnebolds waren gestorben und alles Gesinde weggezogen bis auf ein steinaltes Schloßvögtchen, welches nach langem Klopfen mit einer Laterne erschien und vor Freuden beinahe starb, als es den Ritter vor dem mühsam geöffneten Tore erblickte. Doch hatte der Alte trotz seiner Einsamkeit und seiner Jahre das Innere der Burg in wohnlichem Zustande erhalten und besonders das Gemach des Ritters in immerwährende Bereitschaft gesetzt, damit derselbe wohl ausruhen könne jeden Augenblick, wo er von seinen Fahrten zurückkäme. So ruhte denn Beatric mit ihm und stillte ihr Verlangen.

Keines dachte nun daran, sich vom andern zu trennen. Wonnebold öffnete die Truhen seiner Mutter. Beatrix kleidete sich in die reichen Gewänder derselben und schmückte sich mit ihrem Geschmeide, und so lebten sie vorderhand herrlich und in Freuden, nur daß die Dame recht- und namenlos dahinlebte und von ihrem Geliebten als dessen Leibeigene angesehen wurde; indessen verlangte sie nichts Besseres.

Einst aber kehrte ein fremder Baron mit Gefolge auf der Burg ein, die sich inzwischen auch wieder mit Dienstleuten bevölkert hatte, und es wurde zu dessen Ehren festlich gelebt. Endlich gerieten die Männer auch auf das Würfelspiel, bei welchem der Hausherr so glücklich und beständig gewann, daß er im Rausche seines Glückes und seines Glaubens daran sein Liebstes, wie er sagte, aufs Spiel setzte, nämlich die schöne Beatrix, wie sie war, samt dem köstlichen Geschmeide, das sie eben trug, gegen ein altes melancholisches Bergschloß, welches sein Gegner lächelnd einsetzte.

Beatrix, welche dem Spiele vergnügt zugeschaut hatte, erbleichte, und mit Recht; denn der alsobald erfolgte Wurf ließ den Uebermütigen im Stich und gab dem Baron gewonnen.

Der säumte nicht, sondern brach augenblicklich auf mit seinem süßen Gewinst und mit seinem Gefolge; kaum fand Beatrix noch Zeit, die unglücklichen Würfel an sich zu nehmen und in ihrem Busen zu verbergen, worauf sie unter strömenden Tränen dem rücksichtslosen Gewinner folgte.

Als der kleine Zug einige Stunden geritten war, gelangte er in ein anmutiges Gehölz von jungen Buchen, durch welches ein klarer Bach floß. Wie ein leichtes grünes Seidenzelt schwebte die zarte Belaubung in der Höhe, von den schlanken Silberstangen emporgehalten, und die offene Sommerlandschaft schaute darunter herein. Hier wollte der Baron mit seiner Beute ausruhen. Er hieß seine Leute ein Stück vorwärts fahren, indessen er sich mit Beatrixen in der luftigen Grüne niederließ und sie mit Liebkosungen an sich ziehen wollte. (Schluß folgt.)

Das Röslein von Twann.*)

Von Robert Scheurer.

Ein Giebelhaus an blauer Flut
Mit weinumrankter Wand.
Davor ein Mägdlein wonnesam,
Wie ich noch keines fand.
Ein Engelsbildnis schien sie mir,
Und meine Seele sann:
„O, würd' die holde Blume dein,
Dies Röselein von Twann!"

Das Köpflein frisch wie Rosenhauch;
Wie Gold das Seidenhaar;
Der Blick so ernst, so waldseetief
Und doch so sonnigklar.
Kurzum, ich schaut' ins Paradies,
Und doch war's eitler Wahn:
Ein And'rer kam und pflückte sich
Das Röselein von Twann.

Jüngst stund ich wieder mal am See,
Am weinumrankten Haus.
Voll Wehmut zog's mir durch den Sinn:
„Dein Glück, dein Glück ist aus!"
Doch gleich drauf mahnt' mich eine Stimm':
„Kopf hoch, und sei ein Mann!
Gewiß blüht sonst noch irgendwo
Ein Röselein in Twann!"

*) Dem Männerchor Twann gewidmet (vertont von Casimir Meister, Solothurn.)